

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 260. Bromberg, den 11. November 1931.

# Das doppelte Gesicht

Roman von Max Real.



(3. Fortsetzung.) 

Seit diesem Tage waren fünf Monate vergangen, ohne daß sie wieder irgend etwas von Iwan Taschew gehört hätte. Einige Monate nach dem Verschwinden des jungen Offiziers siedelte die Gräfin mit Bettina nach Deutschland über.

Alles das war an ihrem inneren Auge vorübergezogen, während sie auf das Bild Iwans starrte: all' die schönen, unvergeßlichen und die wehen, bitteren Stunden des Abschieds.

Wo mag er sein? Ist er überhaupt noch am Leben? Diese Fragen quälten sie unausgesetzt und machten ihr den Aufenthalt in dem einsamen Gärtnerhaus zur Qual.

Dazu kam noch die Werbung des Herzogs. Ihre Mutter drängte in sie, sie anzunehmen. Aber alles sträubte sich in ihr. Sie schätzte den Herzog hoch, sie wußte, sie wäre an seiner Seite geborgen, und trotzdem riet ihr eine Stimme in ihrem Innern ab. Sie glaubte nicht mehr an eine Rückkehr Iwans und dennoch hoffte sie. So wurde sie von nagenden Zweifeln gepeinigt, zwischen Erwartung und Entsagung hin und her geworfen.

Langsam erhob sich jetzt Bettina. Verträumt, noch halb in die Erinnerung versponnen, ging sie an den Sekretär, dessen Platte sie herunterließ, und verwahrte das Bild Iwans in einem Geheimfach. Dabei fiel ihr ein im obersten Fach liegender Stoß Briefe ins Auge, der mit einem blauen Seidenband zusammengebunden war. Sie nahm ihn in die Hand und betrachtete die Briefe wehmütig. Es waren Briefe, die sie an Iwan geschrieben hatte, ohne sie abzusenden, nur um ihr Herz zu erleichtern. Sie antwortete darin auf Briefe, die sie nie von ihm erhalten hatte. Ihre ganze Sehnsucht, ihre namenlose Liebe hatte sie in sie hineingelegt, und sie schaffte so ein Ventil, ihr Gemüt von dem schweren Druck zu entlasten.

Mit müdem Lächeln schob sie die Briefe in das Fach zurück und schloß den Sekretär ab.

In diesem Augenblick trat die Gräfin zum Ausgehen angekleidet, in das Zimmer. Sie war eine vergrämte, abgekämpfte Frau. Ihrem Wesen haftete fast etwas Demütiges an. Man sah, daß sie wohl einmal sehr schön gewesen war, aber die letzten Jahre voll Sorge und Kummer, der unerbittliche Kampf mit dem Leben waren an ihr nicht spurlos vorübergegangen.

Die Gräfin ging auf Bettina zu und legte den Arm um sie. „Wir müssen jetzt in das Schloß, liebes Kind“, sagte sie beinahe bittend. „Der Herzog erwartet uns, aus deinem Mund will er erfahren, daß du seinen Antrag annimmst.“

„Und wenn ich es nun nicht tue?“ fragte Bettina fast trotzig.

Ein angstvoller Zug erschien auf dem Gesicht der Gräfin. Sie entgegnete in weinerlichem Ton: „Kind, bedenke doch, wir sind arm! Leben seit Monaten von fremder Hilfe. Das alles hat mit einem Schlag ein Ende. Und außerdem schlägt man eine Stellung, wie sie sich dir durch diese Heirat bietet, doch nicht so ohne weiteres aus.“

„Ich bin nicht ehrgeizig, Mama.“

„Das weiß ich. Gewiß. Aber wenn wir von allen diesen Gründen absehen ... der Herzog liebt dich doch so innig“, drängte die Gräfin in sie.

Das Gesicht Bettinas verfinsterte sich. „Aber ich liebe ihn nicht!“ erwiderte sie heftig.

Die Gräfin streichelte halb besänftigend, halb flehend ihre Wangen. „Das brauchst du ja nicht.“

Aber sofort verbesserte sie sich erschrocken, als sie bemerkte, daß das Mädchen die Stirne kraus zog und die Lippen aufeinanderpreßte. Sie kannte diese Zeichen des aufspringenden Widerspruchs. „Das heißt ... ich meine ... die Liebe kommt in der Ehe.“

Bettina schwieg. Sie richtete den Blick durch das Fenster. Draußen saß auf einem blühenden Zweig ein Fink, der sein Gefieder in der Sonne aufplusterte. Wer so frei sein könnte wie er, dachte sie. Hinfliegen dürfen, wohin man will. Wie wollte sie die Schwingen regen und weit fort von hier ... weit fort entfliehen.

Und als ob der Vogel die Gedanken Bettinas empfunden hätte, breitete er plötzlich die Flügel und verschwand in ein nahes Gebüsch.

Die Gräfin begann wieder auf die Tochter einzusprechen, zwar zögernd, aber mit der Zähigkeit sonst willensschwacher Menschen, die unter allen Umständen ihr Ziel erreichen wollen. „Der Herzog ist doch unser Wohltäter.“

Bettina machte eine ablehnende, müde Geste.

„Es hat keinen Zweck, mit dir darüber zu sprechen, Mama, du wirst mich nie verstehen.“

„Doch, mein Kind, ich verstehe dich schon. Aber was sollten wir tun?“ fragte die Gräfin etwas gekränkt.

Bettina schrie gequält auf: „Fliehen wir, Mama ... irgendwohin!“

Die Mutter verzog entsetzt ihr Gesicht und ihre Augen begannen unruhig zu flackern. „Fliehen? In den letzten Jahren war mein Leben eine einzige Flucht. Immer mußten wir vor dem Zorn Napoleons fliehen. Und ich war so froh, hier endlich ein Asyl gefunden zu haben, und nun sollte ich es wieder verlassen?“ Nach Art gewisser Frauen übertrieb sie gern ein bißchen. Sie begann zu schluchzen.

Er trat ein Augenblick peinlicher Stille ein, in die nur das leise, etwas absichtliche Weinen der erregten Frau hineinklang.

Als Bettina immer noch schwieg, fuhr sich die Gräfin rasch mit dem Taschentuch über die Augen. Dann sagte sie: „Aber ich weiß schon, weshalb du dich gegen die Heirat mit dem Herzog sträubst. Du kannst diesen Iwan Taschew nicht vergessen.“

Bettina sah ihre Mutter fest und entschlossen an. „Das kann ich auch nicht!“

„Obwohl er ein frivoles Spiel mit dir getrieben hat!“ Sie glaubte einen Haupttrumpf ausgespielt zu haben.

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte Bettina mit großer Heftigkeit. Sie meinte in diesem Augenblick ihre Mutter zu hassen.

Aber die Gräfin, die fühlte, daß sie auf diesem Boden am ehesten zum Ziel kommen werde, ließ nicht locker: „Wie willst du dir dann erklären, daß er bis heute nichts mehr von sich hören ließ? Seit seinem Weggang sind fünf Monate vergangen . . . eine zu lange Zeit, als daß man nicht glauben könnte, daß diese „politische Mission" nur ein Vorwand war."

Dieser Einwand traf Bettina in ihrem tiefsten Innern. Wenn ihre Mutter recht hätte? Wenn diese Mission wirklich nur ein Vorwand gewesen wäre? Vielleicht war sie als armes Mädchen seiner Karriere im Wege. Es erschien ihr jetzt plötzlich auffallend, daß er ihr keine Nachricht geben durfte . . . oder nicht geben wollte. Wenn seine Mission noch so geheim war, warum sollte er nicht die Möglichkeit haben, ihr wenigstens irgendein Lebenszeichen zukommen zu lassen, ohne seinen Aufenthaltsort verraten zu müssen. Warum tat er es nicht? Wollte er dadurch jede Verbindung mit ihr abbrechen, verhindern, daß sie jemals wieder etwas von ihm hörte?

Wie oft hatte Bettina an Iwans Eltern geschrieben, ob sie etwas von ihrem Sohn wüßten, aber niemals hatte sie eine Antwort erhalten. War er tot? Aber das hätten ihr seine Angehörigen wenigstens mitgeteilt. Ihr Schweigen zeigte klar, daß auch sie sich von ihr abgewandt hatten, ja daß sie vielleicht Iwan gezwungen hatten, sie zu verlassen.

So jagten die Wenn und Aber blitzschnell durch ihren Kopf. In ihr tobte ein schwerer Kampf, in dem gegen ihren Willen immer mehr und mehr die Überzeugung die Oberhand gewann, daß Iwan nie wieder zurückkehren werde, daß er für sie für immer verloren sei.

Die Gräfin hatte das Schweigen des Mädchens nicht unterbrochen. Sie sah, daß in ihm etwas vorging, das sie zu ihren Gunsten deuten zu können glaubte. Instinktiv fühlte sie, daß es nur noch eines letzten Anstoßes bedurfte, um Bettina auf ihre Seite zu bringen. „Ich bewundere deine Treue", sagte sie nach einer kleinen Pause mit berechnender Milde. „Aber was nützt sie, wenn sie nur von deiner Seite bewahrt wird. Tue, was du für gut findest . . ." und sie preßte dabei die Handflächen an ihre Schläfen, „mein Leben ist nun einmal verpfuscht. Ich hoffe, Gott nimmt mich ohnehin bald zu sich, damit ich von diesem ganzen Jammer erlöst bin."

Diese Worte wogen zu schwer für Bettina. Ihre wunde Seele empfand sie schmerzhaft. Sie legte den Arm um die Schulter der Mutter, die das Taschentuch wieder weinend an das Gesicht gedrückt hatte, und sagte mit erstickter Stimme: „Beruhige dich, Mama, ich heirate den Herzog, und du sollst es gut haben bis an dein Lebensende."

Die Gräfin atmete erleichtert auf. Nun hatte sie Bettina da, wo sie sie haben wollte. Sie nahm das Tuch vom Gesicht und trocknete sich hastig die Tränen, die ihr über die Backen rollten. Noch unter halbem Schluchzen erwiderte sie, indem sie ihrer Tochter um den Hals fiel:

„Mein Kind . . . mein liebes Kind . . . Gott wird es dir tausendfach lohnen, was du an deiner armen Mutter tust."

Bettina aber hat damit einen Strich unter ihr vergangenes Leben gemacht.

*

Bald darauf verließen Gräfin Hauenstein und die Komtesse Bettina das Gärtnerhaus. Die Gräfin versperrte die Haustür, dann schritten beide durch den Park dem herzoglichen Schloß zu.

Sie hatten beim Verlassen des Hauses nicht bemerkt, daß hinter einem dichten Busch ein Mann lauerte, der ihren Weggang beobachtet hatte. Er war in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt, dessen Kragen er hochgeschlagen hatte, so daß nur die funkelnden Augen zu sehen waren, während er einen großen Hut tief in die Stirn gezogen hatte.

Kaum waren die beiden Damen um eine Wegbiegung verschwunden, als er vorsichtig aus seiner Verborgenheit hervorkam und sich dem Haus näherte.

Gewandt wie eine Katze kletterte er an dem Spalier des wilden Weines zu dem offenstehenden Fenster des ersten Stockes empor und verschwand im Innern des Hauses.

## Viertes Kapitel.

Im Salon ihrer im linken Flügel des Residenzschlosses gelegenen Gemächer stand Prinzessin Amalie Anna an der weitgeöffneten Glastür, die auf eine mit Putten geschmückte Terrasse führt, und sog verträumt den süßen Fliederduft ein, der durch die Tür hereinwehte.

Der hohe, mit olivengrünem Damast bekleidete Raum wies in seiner ganzen Einrichtung eine persönliche Note auf. Von den blanken Nußbaummöbeln, den schweren, seidenen Vorhängen, dem mit bunten Mustern durchwirkten Smyrnateppich angefangen bis zu den Marmorbüsten, den farbigen Vasen aus Venezianer Glas und den unzähligen kleinen Dingen, die zum Leben einer schönen Frau gehören, zeigte alles einen feinen, erlesenen künstlerischen Geschmack. An den Wänden hingen neben einigen Familienporträts ein Watteau, Schäfer und Schäferinnen darstellend, ein großer Stich von Moreau le Jeune „La grande toilette" und einige wunderbare Scherenschnitte eines jungen Pariser Künstlers. In einer Ecke stand ein Spinett in Weiß und Gold, dessen Deckel auf der Innenseite mit einem Urteil des Paris bemalt war.

Die Prinzessin lehnte am Türrahmen und blickte jetzt zu dem seidenblauen Himmel empor, an dem wie Schwäne ein paar kleine, weiße Wolken schwammen. Ein leiser Windhauch spielte mit ihren blonden Locken.

Ihr ovales, rassiges Gesicht war von außerordentlicher Schönheit und ihre blauen Augen leuchteten vor innerem Leben. Der wohlgeformte, schmale Mund war etwas geöffnet und ließ eine Reihe prachtvoller Zähne sehen. Ein leichtes Vibrieren der Nasenflügel verriet das Temperament der schlank und groß gewachsenen Frau, das sich oft in einer etwas burschikosen, aber durch einen besonderen Reiz gemilderten Art äußerte.

Amalie Anna war die Gattin des Fürsten Langenmarck gewesen, der vor zwei Jahren in der Schlacht bei Aspern gefallen war. Nach dem Tod ihres Mannes kehrte sie an den Hof ihres Bruders nach Isenburg-Birstein zurück, der inzwischen gleichfalls durch den Tod seiner Frau einsam geworden war.

Aber sie bereute ihre Rückkehr bald ein wenig, denn die lebenslustige, jetzt erst dreißigjährige Prinzessin, die zu Lebzeiten ihres Mannes ein gastfreies Haus geführt und im Schloß Langenmarck glänzende Feste gegeben hatte, langweilte sich unstreitig an dem stillen, einfachen Hof. „Wir leben wie die Asketen", hatte sie oft zu ihrem Bruder gesagt. „Ich hätte ebensogut in ein Kloster gehen können."

Sie wandte sich jetzt von der Tür weg und schritt langsam auf das Spinett zu, als ihre Kammerfrau in den Salon trat und ihr meldete, daß der persönliche Adjutant Sr. Hoheit die Prinzessin zu sprechen wünsche.

Amalie Anna nickte, während ein kleiner Funke in ihren Augen aufzuglimmen begann und ein leises Lächeln in ihren Zügen aufflatterte.

Gleich darauf stand Rittmeister Joachim von Erken vor ihr.

Er machte in seiner dunklen Uniform mit den silbernen Verschnürungen und der über der Schulter hängenden Attila eine sehr vorteilhafte Figur. Den Tschako unter dem rechten Arm, die linke Hand am Säbelgriff, so erwartete er in strammer, militärischer Haltung die Anrede der Prinzessin.

Eine Locke seines braunen, gewellten Haares fiel in die hohe, leicht gewölbte Stirne und gab seinem schönen, männlichen Gesicht, auf dem etwas Schwermütiges lag, einen eigenartigen Reiz.

Amalie Anna warf rasch einen Blick auf den eleganten, hübschen Offizier, und sie fühlte, als sie seine klaren, ruhigen, fast traurigen Augen auf sich gerichtet sah, daß sie leicht errötete. Einen Atemzug lang war sie beinahe verwirrt. „Was bringen Sie, Herr von Erken?" sagte sie mit unverkennbarer Wärme.

„Se. Hoheit lassen die gnädigste Prinzessin bitten, sofort zu ihm zu kommen. Er hat etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

„Wenn er etwas mit mir zu besprechen hat, warum kommt er nicht zu mir?"

„Verzeihung, aber Hoheit ist so sehr durch Staatsgeschäfte aufgehalten, daß er um die Vergünstigung bitten muß, Prinzessin möchten sich zu ihm bemühen."

Amalie Anna lächelte ein wenig. „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie stets eine Entschuldigung für Ihren Herzog bereit haben. Mein Bruder könnte sich wirklich keinen besseren Adjutanten wünschen."

Erken klappte die Fersen zusammen und sagte fast mechanisch, als ob seine Gedanken abwesend wären: „Prinzessin sind sehr gnädig."

Amalie war die Gedankenabwesenheit des Adjutanten nicht entgangen. Sie blickte ihn halb nachdenklich, halb mißtrauisch an und musterte seinen Gesichtsausdruck. Als sie das nicht herausfand, was sie darin suchte, fragte sie mit gespielter Gleichgültigkeit: „Nun, was gibt es Neues am Hof? Irgendeine lustige Klatschgeschichte?"

„Bedauere Hoheit, auf diesem Gebiet bin ich nicht unterrichtet", erwiderte Erken mit ernster Miene.

Wieder streifte ein prüfender Blick von ihr den Rittmeister. Sie fühlte aus seiner Antwort eine gewisse Zurechtweisung heraus. Das ärgerte sie. Aber sie ließ sich nichts anmerken. „Nicht einmal so etwas gibt es hier", rief sie mit komischer Entrüstung, als habe sie die deutliche Ablehnung des Rittmeisters überhaupt nicht wahrgenommen. „Man stirbt hier vor Langeweile. Und dabei wird man alt. Die Jugend vergeht ja so rasch."

(Fortsetzung folgt.)

# Sie und seine Gänse.

Skizze von **Wilhelmine Baltinester.**

„Ich langweile mich! Ich langweile mich unsäglich. Auf meinem eigenen Jour langweile ich mich. Ich kann die Bridgegesichter nicht mehr sehen, diesen angespannten Nervenaufwand für ein paar Karten. Ich kann die Damen nicht mehr flirten sehen (oder so tun, als flirte jemand mit ihnen). Ich kann es nicht mehr sehen, wie Herren die Kavaliere spielen, aber gern eine kleine Gewagtheit zum besten geben, sowie sie nur halbwegs meinen, eine willige Zuhörerin gefunden zu haben. Ich kanne das alles nicht mehr sehen, Klaus. Seien Sie nett, begleiten Sie mich jetzt gleich auf einer kleinen Autofahrt. Kein Mensch wird's merken, daß ich meine Gäste verlasse. Niemand vermißt mich. Beim Bridge fehlt keine Person. Meine beiden Mädchen verstehen es tadellos, die belegten Brötchen herumzureichen. In einer Stunde sind wir zurück. Ich muß frische Luft haben. Ich ersticke in dieser empörenden Fadheit meines eigenen Jours."

Klaus kluges Gesicht sagt: Ja. Unbemerkt verlassen sie die Gesellschaftsräume, unbemerkt sind sie entwischt. Das Auto trägt sie in angenehm gedämpfte Nachmittagshelle.

„Machen Sie beide Fenster auf, Klaus! So ist's gut. Ich muß meine Lungen auspumpen."

„Sie sind so elegant, so gepflegt und dabei so geselligkeitsfeindlich, Ninni."

„Ich sehne mich nach natürlichen Lebensumständen — fort aus dem Salon."

„Sie haben Rasse . . ."

„Weiß ich nicht. Meine Mutter sagt nein, mein Vater sagt ja. Was er mir zumutet. Er sitzt behaglich in seinem Bureau und liest die Zeitung — denn in Wirklichkeit gibt es dort nachmittags nichts mehr zu tun, er täuscht nur den arbeitenden Chef vor, um auf seine Angestellten Eindruck zu machen. Und ich soll unterdessen seinen faden Kreis warmhalten und mir bei Jours, die ich gebe oder zu denen ich eingeladen werde, vor Langerweile graue Haare holen. Es ist zu anstrengend für mich, diese Leere auszuhalten. Wären Sie heute nicht gekommen, ich hätte plötzlich Schluß blasen lassen und allen Leuten gesagt, ich müßte eines Fieberanfalles wegen ins Bett."

„Sie sind reizend temperamentvoll."

„Es ist halb sechs. Wir können noch ein bißchen herumfahren. Eine halbe Stunde. Ach, Klaus, erzählen Sie mir von Ihrem Gut, von Ihren Gänsen oder von dem Truthahn, der immer böse ist, oder von der Kuh, die so kläglich muhte, als man ihr das Kalb wegnahm. Und dann von den großen Wandervogelschwärmen, die im Herbst über Ihr Gut ziehen. Das ist so schön traurig."

Er erzählt, was sie will, und seine Stimme wird ganz innig und warm, wenn er von seiner Heimat spricht.

„Wir sind beide stadtmüde", sagt sie. „Wir armen Kinder möchten so gern aufs Land. Sie können so leicht auf Ihr Gut ziehen, wann Sie nur wollen! Aber ich bin hier festgenagelt. O — es ist sechs Uhr! Nun müssen wir leider zurück. Mich hat sicher niemand vermißt."

Unbemerkt, wie sie gingen, kehren sie wieder zurück. Ninni gleitet verbindlich lächelnd zu den Bridgetischen, über denen eine Wolke von Konzentration und Tabaksqualm liegt, und setzt sich für einen Augenblick auf einen Kiebitzstuhl hinter eine sehr unsympathische Dame.

„Sie nehmen so wenig Notiz von mir, liebe Frau von Stoß. Und eigens für Sie sang ich vor einer halben Stunde nebenan die Arie der Manon; aber es störte Sie wohl beim Bridge, und Sie hörten gar nicht hin."

Und sie gleitet weiter durch die Kette der dunstigen Räume. Am Klavier phantasiert ein Außenseiter ebenso schlecht wie überzeugt.

„Lieber Herr Doktor, ich habe von meinem Bridgetisch aus seit einer Stunde mit Ihnen zu kokettieren versucht, vergeblich! Die Töne sind Ihnen wohl lieber als ein Frauenlächeln?" Sie lächelt dem Entrückten, Verdutzten, sichtlich Zerstreuten zu, geht weiter. Ein kleiner blauer Salon tut sich auf. Flirtatmosphäre.

„Kläre, Sie sind heute so reizend. Gegen halb sechs hatte Ihr Gesicht eine Farbe, daß jeder Mann Sie verehren und auf Sie eifersüchtig sein müßte."

Dann geht sie weiter bis ins letzte Zimmer, wo Klaus, einsam rauchend, in einer Ecke sitzt.

„Sehen Sie, man glaubt mir aufs Wort. Kein Mensch hat mich vermißt"

Er lächelt. „Es müßte hübsch aussehen, wenn Sie auf so einem Feld stehen, im Kleid einer Bauersfrau, ein Streif Himmel, ein Streif Feld hinter Ihnen."

„Möchte ich auch. Wie machen es Ihre Gänse? Schnell! Schnattern Sie ein wenig! Niemand hört es."

Und er tut ihr den Gefallen, die Schnatterlaute seiner Gänseherden zu kopieren. Sie umkrampft die Armlehne seines Sessels. „Klaus, ich sehne mich so nach einem bißchen Land."

Um sieben Uhr lichten sich die Bridgetische, werden Flirtwinkel leer. Um halb acht sind die letzten Gäste gegangen. Nur Klaus ist noch da.

„Öffnen Sie die Fenster, Klaus, und lassen Sie diese öde Gesellschaftsluft hinaus! Ich möchte jetzt eine Bäuerin sein, die nicht weiß, was Jours sind. Ich sehne mich so furchtbar ins Freie. Papa besteht beharrlich auf Pflege dieser sogenannten Gesellschaft, auch wenn ich mich dabei mopse."

„Ich habe ein kleines Häuserl geerbt, mehr als bescheiden, aber es liegt wundervoll. Wenn Sie wollen, stelle ich es Ihnen und Ihrem Papa als Wochenendhäuschen zur Verfügung. Und manchmal darf ich zu Besuch kommen? Ja? Denn mein Gut ist ja zu weit für eine Wochenendfahrt."

„Lieb von Ihnen. Wo ist das Häusl? Hat es fließendes Wasser?"

„Aha! Sehen Sie, Ninni, das ist der springende Punkt. Komfort wollen Sie. Romantik und Komfort sind aber Todfeinde."

„Man kann doch nicht . . ."

„Ich verstehe. Nun, dann muß man eben hier bleiben und mit den Wölfen heulen, Jours geben, sich in Gesellschaft langweilen und dafür fließendes Wasser und andere Bequemlichkeiten haben."

„Sind Sie gleich böse?"

„Nein, gar nicht. Nur belehrt worden."

„Wie meinen Sie das?"

„Belehrt, daß Sie doch hierher gehören — nicht auf ein Gut."

„Ist nicht wahr!"

„Doch! Sie würden sich zwischen Wiesen, Bäumen, Schafen, Kühen und Gänsen nur zu schnell langweilen."

„Ich ersticke aber hier in der Bequemlichkeit."

„Ach wo, Sie ersticken nicht. Nehmen Sie ein bißchen vom neuesten Parfüm, dann bekommen Sie gleich wieder gut Atem."

„Ihre Zunge ist scharf, Klaus."

Er schweigt. Sie zählt ihre Armbandreifen, dann sieht sie zu ihm auf. „Werden Sie wieder auf Ihr Gut reisen?"

„Ja, und bald."

„Und zu meinem nächsten Jour sind Sie da?"

„Ich kann es nicht bestimmt versprechen."

„Wovon hängt das ab?"

„Davon, ob es mir draußen nicht zu gut gefällt."

„Sie sind häßlich gegen mich."

Er verteidigt sich nicht. Sie bohrt mit der Schuhspitze im dicken Teppich. Beide schweigen. Er empfiehlt sich etwas jäh.

„Gute Nacht", sie gibt ihm frostig die Hand. Er geht.

Ninni flitzt ans Telephon: „Du, Papa? Hallo! Hör zu! Er ist furchtbar anstrengend dieser Mensch. Und unverschämt auch. Aus der Heirat wird nichts. Den ganzen Nachmittag habe ich ihm eine Komödie vorgespielt, ihm erzählt, wie ich mich beim Jour langweile, wie ich mich aufs Land sehne — und zum Schluß glaubt er, ich passe doch nicht so recht zu seinen Gänsen!"

---

# Freunde in der Not.

Freundschaft — wenn solch Wort du hauchst,
Sein Begriff ist schwer zu fassen —
Wenn du einen g a r nicht brauchst,
Kannst du dich auf ihn verlassen.
Blüht der Tag dir ohne Pein,
Ist dein Lebenshimmel helle,
Oh, dann bist du n i e allein,
Denn der „Freund" ist schon zur Stelle

Puterbraten, der ihm schmeckt,
Ißt er gern an deinem Tische,
Und er wird auch deinen Sekt
Trinken stets in alter Frische.
Und wenn du ein Auto hast,
Preist er dankbar die Bekanntschaft,
Fährt mit dir, als lieber Gast,
Oft und gerne durch die Landschaft.

Spiel und Sport und Zeitvertreib
Übt er gern auf deinem Rasen;
Hast du gar ein hübsches Weib,
Bringt er Blümchen für die Vasen;
Wenn du schmerzhaft älter wardst
Und dein Blutdruck nicht geheuer,
Weiß er dir 'nen guten Arzt,
Denn dein Leben ist ihm teuer.

A b e r — wenn aus Wettergraus
Blitzen gleich die Nöte brechen,
Fesselt Rheuma ihn ans Haus,
Und er ist nicht mehr zu sprechen;
Der Frau Sorge harte Hand,
Dieser übelsten der Hexen,
Löst der Freundschaft munt'res Band.
(Neben anderen Komplexen.)

**Diogenes.**

---

# Novembertag.

Grau und träge schleppt sich der Tag dahin. Kein leuchtender Sonnenstrahl hat den Morgen verkündet. Überall, wohin man blickt, tanzen die Nebelfrauen ihren Reigen. Lastend und schwer liegen die dichten grauen Schleier über der farblosen Welt. Durch die Natur ging wieder das große Abschiednehmen und Sterben. An den Birken glitzern klare Wassertropfen wie große Tränen. Der Herbststurm entriß ihnen all die schönen, gelben Blätter. Schmutzig und braun liegen sie um die weißen Stämme verstreut. Der Wind pfeift ihnen ein lautes Hohnlied durch die leeren, kahlen Zweige. Sie bewegen nur traurig die Häupter. Der ganze Wald scheint zu weinen. Immer wieder tropft es von den Zweigen. Die kleinen, lustigen Musikanten sind längst schon fortgezogen. So hört man nur das eintönige Lied der fallenden Tropfen.

Wo ließ der See den schönen, blauen Mantel mit den Sonnenstrahlensternchen? Einem einzig grauen Nebelmeer gleicht er jetzt. Kein Fischer fährt auf Fang hinaus. Angekettet liegen die alten Kähne am Ufer. Die Pfähle, auf denen in der wärmeren Jahreszeit die Netze trockneten, stehen leer. Die Wellen kommen unaufhörlich aus den Nebelschwaden ans Land. Erlen strecken schwarz ihre Zweige empor wie in stummer Klage. Brombeergerank klammert sich an den Kleidern fest. Die Blätter, die noch an ihm hängen, sehen steif und erstarrt aus.

Die Stunden schleichen so müde dahin. In grauen Nebeln ist der Tag geboren, in grauen Nebeln erstirbt er. Dicht und bleiern hängen sie sich um die Wipfel. Kein Sternlein schimmert vom weiten Himmelszelt. Nur Nebel, Nebel! Alles erstirbt darin. **Hildegard Schmelzer.**

# Bunte Chronik



*** Nahrungsmittel aus Baumwolle.** Einer der größten Triumphe der modernen Wissenschaft, vornehmlich der Chemie, besteht in der Nutzbarmachung bislang für wertlos gehaltener Stoffe für den menschlichen Gebrauch. Der langen Reihe der hierher gehörenden Erfolge hat sich neuerdings ein weiterer zugesellt, indem einem deutschen Gelehrten, dem Heidelberger Forscher Schmitt, der Nachweis gelungen ist, daß sich in entölten Baumwollsamen, der bislang als nicht weiter verwendbarer Abfallstoff ungenutzt fortgeworfen wurde, für die menschliche Ernährung höchst wertvolle Stoffe befinden, die nach einem dem Genannten patentierten Verfahren mit Erfolg in einer für den menschlichen Organismus geeigneten Form dem Baumwollsamen entzogen werden können. Bekanntlich braucht unser Körper zu seinem Aufbau und seiner Erhaltung neben anderen wichtigen Stoffen (Kohlehydrate, Salze, Vitamine) vor allem Stickstoff, das er in der Form von Eiweiß zu sich nimmt, und zwar zum großen Teil in der Form pflanzlichen Eiweißes, an dem besonders die deshalb von ärztlicher Seite so sehr empfohlenen Hülsenfrüchte reich sind. In bedeutend höherem Grade findet sich nun dieser wichtige Stoff neben anderen wertvollen Nährstoffen im Baumwollsamen, dessen Fruchtfleisch, wie Dr. Kurt Roos in der „Umschau" mitteilt, nach dem Schmittschen Verfahren in ein gelblich-graues Mehl verwandelt wird, das man entweder als Nährmittel verschiedenen Speisen, auch Schokolade, Kakao und Backwaren beimengen kann oder — und dies ist ein zweiter sehr wichtiger Punkt — zur Vitamingewinnung benutzt. Denn auch an verschiedenen Vitaminen, wie A, B, C und E, ist der Baumwollsamen reich, besonders an letzterem, dem sogenannten Fortpflanzungsvitamin. Allerdings war die Ausbeute daran bislang nur beschränkt, doch kann mittels des Schmittschen Verfahrens auf eine wirtschaftlich lohnende Gewinnung im großen mit Sicherheit gerechnet werden. Damit aber würde in der Ernährungswirtschaft ein entschiedener Schritt vorwärts getan werden.

*

*** Fischfang mit „Staubsauger".** Ein Deutscher, der in den Vereinigten Staaten lebende Ingenieur Carl Rubach, hat dieser Tage an der Küste des Staates Maine eine Erfindung erfolgreich ausprobiert, die nach dem Prinzip des Staubsaugers arbeitet und zum Fischfang benutzt werden soll. Ein besonders konstruiertes Schiff ist mit zwei Röhren von etwa 80 Zentimeter Durchmesser ausgerüstet, die tief in das Wasser hineingeschoben werden können und in ein Bassin auf dem Hinterteil des Schiffes münden. Die Seiten dieses Bassins sind durchlöchert, so daß das auf hydraulischem Wege hochgepumpte Meereswasser wieder abfließt, die durch die Saugkraft an Bord gerissenen Fische aber im Bassin bleiben. Es gelang, in einem fischreichen Teil der Küste in einer Stunde 20 000 Pfund Fische auf diese Weise zu bergen. Diese Fische kommen nicht als Lebensmittel auf den Markt, sondern sollen nur als Dünger und zur Ölgewinnung verwertet werden.

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.